

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

36 (8.5.1851)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. Mai 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 36.

Der höllische Schuß.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage versammelte sich eine unzählige Menge von Rittern, Frauen, Volk und Schaulustigen aller Art auf der schönen Ebene unterhalb der Burg Zollern. Der Schießplatz wurde ausgesteckt, und am Ende desselben, in der Nähe der Zielscheibe, Bahnen für die Edelfrauen errichtet, doch geschah dieß immer noch in solcher Entfernung, daß sie außer dem Bereiche der Geschosse waren. Hierauf stellten sich die Schützen in ordentlichen Reihen auf. Götz von Schalksburg hatte seinen Platz zwischen den hintersten gewählt, denn er war seines Sieges zu gewiß, indem das Ziel für alle übrigen Schützen viel zu ferne schien. Neben ihn stellte sich Wilhelm. Schon hatten, die beiden ausgenommen, Alle ihre Bogen abgedrückt und das Ziel, wie vorauszusehen war, verfehlt. Wilhelm wollte dem Schalksbürger den Vorrang lassen, der aber sagte ihm ganz spöttisch: „macht immerhin fort, Herr Graf, Ihr werdet mir schon noch etwas zu thun übrig lassen.“ Da nahm Wilhelm den Pfeil, der in der Mondnacht so schrecklich gefehlet war, aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen, aber seine Hand zitterte nicht minder, als in der gestrigen Nacht, da er das gottlose Werk vollbracht hatte; er wollte abdrücken, aber er ließ mit Einem Male den Bogen unwillkürlich sinken. Da lachte Götz von Schalksburg, denn er wählte, es wäre Furcht, sich mit ihm zu messen, was Wilhelm hinderte, den Schuß zu wagen. Noch einmal raffte dieser den Bogen auf, zielte und war eben im Begriffe, den unheilvollen Pfeil abzudrücken, da dachte ihm, als ob ihn Jemand von hinten an dem Kleide anfasse, um ihn zurückzuhalten. Er sah rückwärts; das kleine Männchen stand wieder neben ihm, aber er kehrte sich auch diesmal nicht an die Warnung. Schon hatte Wilhelm das Ziel auf seinem Bogen, da schwebte es ihm wunderbar vor den Augen; denn in dem Augenblicke, wo er den Pfeil abdrückte, sah er die teuflische Frage des Rothmantels, wie sie ihm höhnisch entgegenlachte, und der abgeschossene Pfeil flog nicht nach der Scheibe, sondern suchte sich ein anderes Ziel. Ein lauter Schrei vom Gerüste herab, worauf die Edelfrauen und Fräulein ihre Plätze eingenommen hatten, tönte zu Wilhelm's Ohren, der gefehete Pfeil hatte die junge Gräfin Bertha getroffen, die in demselben Augenblicke todtbleich in die Arme ihrer neben ihr sitzenden Mutter zurückfiel. Wilhelm war Augenzeuge der ganzen schrecklichen Scene, seine Füße wankten unter ihm und er sank bewusstlos zusammen.

Als er nach einiger Zeit wieder aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem dunkeln Kerker tief unter der Erde. Ein Wasserkrug mit einem Stücke Brod darauf stand neben dem Lager aus Stroh, welches für ihn hingebettet war. „Mein Gott, was hab' ich denn verbrochen,“ — rief Wilhelm beim Erwachen aus — „daß man mich an diesen schauervollen Ort gebracht hat?“ — denn Alles, was bisher vorgegangen war, erschien ihm bloß als ein dunkler Traum. Allein, so drückend auch die Nacht des Kerkers auf ihm lag, unendlich drückender noch wurde für ihn das Bewußtseyn seiner doppelten Schuld. Lange saß er da, mit niedergeschlagenem Blicke, Thränen entfloßen seinen Augen; als er aber nach einiger Zeit wieder aufblickte, stand vor ihm — der schreckliche Mann im rothen Mantel. „Du hier?“ rief Wilhelm, und heftiges Zittern ergriff den Armen, „was verfolgst Du mich allenthalben, Du Verführer zum gottlosen Werke, Du Verursacher meiner schwe-

ren Sündenschuld; hebe Dich weg von mir und fliehe zur Hölle, die Dich ausgesandt hat!“ Mit diesen Worten wandte er sich von dem Rothmantel ab und hielt die Hände vor das Gesicht, um jene schrecklichen Züge nicht zu schauen, worin sich übrigens diesmal mehr eine Art von Mitleiden, als, wie sonst, Schadenfreude ausgedrückt hatte. „Nur nicht so böse, mein junger Freund,“ versetzte der Rothe, Ihr thut mir wahrhaftig Unrecht, wenn Ihr mich als die Ursache Eurer Schuld anklaget; Niemand als Ihr selbst hat den Fehler begangen, wenn der Pfeil sein Ziel verfehlt; was kann denn ich dafür, daß der Pfeil rückwärts Euch irre machte? Ein rechter Schütze blickt stets gerade aus und dreht den Kopf nimmer, wenn er einmal angelegt hat, er hat nur Einen Gedanken in sich, wie er das Ziel erreiche, nur Einen Punkt vor sich, und der ist das Schwarze. Träge ich also die Schuld, mein Freund, wenn Eure Hand zitterte? Derlei Sachen helfen nun und nimmermehr zum Siege; und fast glaube ich, Ihr habt das Auge zu viel nach dem Balkone spazieren lassen, wo die Holde Eures Herzens saß; habt über ihrem Rosenmunde des Zieles, und was davon abhängt, ganz und gar vergessen. Was weiß ich, was Euch Alles diesmal gehindert, — weder an mir noch an dem Pfeile lag die Schuld, denn dieser muß treffen, wenn der Bogen nicht leichtfertiger Weise aus der Richtung gebracht wird.“

W. „Freilich muß er treffen, Du Bösewicht, da hast Du Recht, aber nicht die Zielscheibe, sondern das Herz der Heiligeliebten.“

R. „Und eben darin habt Ihr Unrecht, — Ihr härmet und grämet Euch mit dem Wahne, daß Ihr die Geliebte tödtlich getroffen hättet; dem ist nicht so, sondern der Pfeil hat nur ihre Seite, keineswegs aber ihr Herz getroffen. Doch hat sie sich stark verblutet und ist, wie die zarten Fräulein nun einmal sind, aus Schwachheit in eine andauernde Ohnmacht gefallen, aus der sie vielleicht in euern Armen wieder erwachen könnte. Denket Euch einmal den Spas, lieber Junker, die Narren haben das Fräulein für todt gehalten und weinen und klagen nun über die Massen an ihrem Sarge. Aber ich weiß es besser, sie ist nur scheinodt: ein feuriger Kuß von Euren Lippen würde die bleiche Jungfrau sicher wieder ins Leben zurückrufen.“

„Wo ist Bertha?“ unterbrach Wilhelm den Erzähler hastig — „gleich entdeckte es mir, du Unbegreiflicher, daß ich sie auffuche und sehe.“

R. „Gar nicht ferne, aber durch eine starke Mauer von Euch getrennt, denn wisset, Ihr befindet Euch in dem Verliese der Burg; Fräulein Bertha aber ist gleich neben in der Gruft unter der Kapelle beigesezt, und die Schwarzröckel Krähen schon ihr Rabenlied vor den Ohren der für todt gehaltenen. Habt Ihr dieses widerliche Krächzen noch nie gehört? es währt ja schon seit gestern Abend an Einem fort. Noch Eine Nacht, dann wird die Gruft geschlossen und das blutjunge Fräulein findet in dem fest vermauerten Grabgewölbe den schauervollsten Tod, den sich der Gedanke nur vorstellen kann. Vielleicht findet man sie dann nach Jahren, wenn die Gruft einmal wieder geöffnet wird, mit blutig gekrazten Nägeln oder halb zerfleischnem Arme — mich schaudert, wenn ich daran denke, wie es ihr ergehen kann, mich dauert das junge Blut in der tiefsten Seele.“

W. „Halt' ein! bei Gott, das soll nimmermehr geschehen, so lange ich athme: führe mich hin, wo Bertha ist, und ich

will Dir danken als meinen größten Wohlthäter, ob Du auch ein Teufel wärest."

R. „Seht, junger Freund, eben deshalb bin ich hier; zunächst um Euch zu retten und dann, um Euch in den ungestörten Besitz des Fräuleins zu bringen. Ich meint' es besser mit Euch, als Ihr selbst glaubtet. Alles, was sich bisher ereignete, habe ich weislich also eingeleitet. Hört mich nur an und Ihr werdet mich als einen Klugen preisen und mir gerne euren Dank zollen, auch wenn ich nicht das gewissenhafteste Mittel wählte, um Euch zum erwünschten Ziele zu verhelfen. Aus guten Gründen mußte der Pfeil sein Ziel verfehlen. Niemand, als ich, wußte es, daß des Fräuleins Hand dem Schalksbürger längst zugesagt war, und hätte Ihr auch den rechten Fleck auf der Scheibe getroffen, Herr Friedrich von Zollern hätte es gleichwohl so eingeleitet, daß die holde Bertha dem Götz von Schalksburg zu Theil geworden wäre. Ich habe die Practiken des Grafen vereitelt: mein rother Mantel hat euch beim Schusse irre gemacht; ich leitete den Pfeil ab, daß er das Fräulein traf, aber nicht tödtlich verwundete; es mußte so geschehen — mir allein habt Ihr es zu danken, daß Bertha, jetzt aus der Mitte der Lebenden gerückt, für Euch allein lebt; in wenigen Stunden wird sie in Euern Armen liegen und frisches Leben athmen."

W. „So führe mich hin zu ihr, du Unerforschlicher, Engel oder Geist der Finsterniß."

R. „Nur nicht allzu eilig, Herr Junker; blickt doch nur auf Eure Füße herab, die sind ja gefesselt und an die Mauer angeschmiedet. Indessen, hier ist ein Mittel, um sie loszumachen. Seht diese Feile, die dort unten aus dem Stroh hervorschaut, die ist von gutem Stahl und stark genug, das Eisen zu durchreiben: seid ihr einmal frei an den Füßen, so habt Ihr bloß noch mit den Wächtern Eures Kerkers ein Wörtlein zu sprechen, und dann hinauf in die Kapelle, die Feile durchbeißt auch jene Thürangel und wenige Treppen führen Euch von dort in das gräßliche Grabgewölbe hinab. Vor der Kapelle erwarte ich Euch und für das Uebrige lasset alsdann mich sorgen."

3.

Wie an jenem verhängnißvollen Abende vor dem Schützenfeste, waren die Worte des Rothmantels auch jetzt nicht ohne Eindruck auf Wilhelms Gemüth geblieben. Theils Erbitterung gegen den Grafen von Zollern, der ihn so schändlich um Bertha's Besitz hatte betrügen wollen, theils seine immer glühender gewordene Leidenschaft für das Fräulein selbst bestimmten ihn, in die Pläne des Verführers einzugehen. Er ergriff die Feile, in wenigen Augenblicken waren die doppelten Bande gelöst und er stand auf freien Füßen. Sie schritten auf die Thüre zu; der Rothe berührte das Eisenschloß mit der einen Hand und es sprang auf, ohne das geringste Geräusch zu machen. Außen aber vor der Thüre lag ein Wächter, die Hellebarde lehnte neben ihm an der Wand und über dem kreuzförmigen Griffe seines Schwertes hatte er, wie zum Gebete, die Hände gefaltet. Der Kriegsmann schloß fest und unbeweglich, der Rothmantel aber machte eine weite Biegung um den Schlafenden, um ja in keine Berührung mit ihm zu kommen. „Den lassen wir in Ruhe" — bemerkte er — denn er läßt ja auch uns ungehindert unsers Weges ziehen." (Schluß folgt.)

* Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

(Fortsetzung des Briefes No. XV.)

In Philadelphia mußten wir 6 Tage warten, bis das Dampfboot Osprey nach Charleston abging. Wir wohnten im Madisonhause (einem amerikanischen Hotel) und sahen uns in der Zwischenzeit die Stadt an. Philadelphia liegt am rechten Ufer des Delaware, der dort meiner Schätzung nach eine Meile breit seyn wird. Im Flusse vor Philadelphia liegt eine Insel (Smith-Insel) mit einem Bade, und jenseits des Flusses Camden, eine junge Stadt. Philadelphia wird an Größe NewYork

nicht viel nachstehen. Der Handel ist auch bedeutend, doch nicht wie in NewYork. (Im Hasen können 300 große Schiffe neben einander liegen. Der Ausfuhrhandel betrifft Ackerbauprodukte, wie Mehl &c., gefalzenes Fleisch, Viehhäute &c. Auch findet sich in Philadelphia die bedeutendste Fabrikindustrie Amerikas in Baumwolle, Hüten, Zucker, Porzellan, Bierbrauereien &c.) Was mir hier aber besonders auffiel, sind die großen Luxuswaarenlager. Besonders Gold- und Silberwaaren findet man hier, wie ich sie sonst nirgends gesehen. Auch prächtige Seidenzeuge und Teppiche in der schönsten Auswahl. Die schönste Straße ist die Chesnut-street; dort ist jedes Haus ein Waarenlager. Diese Straße ist sehr besucht von Spaziergängern, wie in NewYork der Broadway. Es ist da Sitte, daß man in jeden Laden hineingeht und sich alles ansehen kann, ohne daß man etwas kauft. Wer einkauft, dem wird gleich ein Sessel geboten und dann was er wünscht vorgelegt. Das gesellschaftliche Leben soll in Philadelphia gemüthlicher seyn, als in NewYork; auch wohnen verhältnißmäßig mehr Deutsche dort.

Am 14. Septbr., um 10 Uhr Morgens, reisten wir mit dem Dampfboot Osprey von Philadelphia ab. Wir hatten auf dieser Reise gutes Wetter und konnten uns über Nichts beklagen. Es ist überhaupt ein ganz anderes Reisen in der Cajüte eines Dampfschiffes, als im Zwischendeck eines Segelschiffes. Man hat da alle Bequemlichkeiten. An Seekrankheit hätte ich gar nicht gedacht, wenn nicht die meisten Passagiere krank geworden wären. Besonders krank waren die Schwestern meines Freundes und auch seine Mutter. Die beiden Erstern waren sogar auf der Reise von NewYork nach Philadelphia von der Seekrankheit nicht verschont geblieben. Am 17. Sept., früh gegen 2 Uhr, brach die Luftpumpe an der Schiffsmaschine, wodurch wir 6 Stunden aufgehalten wurden. Wir lagen noch bei Charleston vor Anker und erreichten diese Stadt um 9 Uhr Vormittags. Wir fuhren gleich vom Dampfschiff in einem Omnibus nach dem Bahnhof und verließen Charleston 1/2 Stunde später. (Charleston, die Hauptstadt von SüdCarolina, mit ungefähr 50,000 Einwohnern, hat einen geräumigen und bequemen Hafen und einen bedeutenden Handel. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Reis, Tabak, Baumwolle und Indigo; von Baumwolle gehen jährlich mehr als 150,000 Ballen allein nach England.) Charleston ist sehr heiß und ungesund, es sind dort viele Sklaven. Die Straßen sind breit, aber nicht gepflastert, sondern tief mit Staub bedeckt. Die Eisenbahn von Charleston fährt durch Carolina und Georgia. In der Nähe von Charleston sah ich an der Bahn hübsche Gärten mit Feigenbäumen und andern Südgewächsen. Dann aber geht die Bahn durch dichte Wälder, die nur hie und da auf kurze Strecken gelichtet sind. Dort stehen dann einsame Blockhäuser, auch hin und wieder mehrere Gebäulichkeiten beisammen, die nicht selten Stadt (town) genannt werden. Um diese Hütten — so weit der Wald gelichtet ist — wird Mais (indian corn, Welschkorn) gepflanzt. Auf den Maisfeldern stehen aber noch viele kahle, unten verkohlte Stämme. Die gewöhnliche Art, einen Wald zu lichten, besteht nämlich darin, daß man die Bäume entweder ganz niederbrennt oder unten verkohlt, damit sie absterben. Die Waldungen in dieser Zone haben aber ein anderes Aussehen, als deutsche Wälder. Man sieht nicht so viele Bäume von einer Art, sondern allerlei durcheinander. Der Baum- und Pflanzenwuchs ist hier halb tropisch und höchst mannigfaltig. Sichen gibt es da von sehr verschiedener Art, keine aber gleich den Deutschen. In Carolina sah ich Eichbäume, von deren weitausgebreiteten Ästen langes, silbergraues Moos fast bis auf die Erde herabhängt. Es gibt auch Nadelholz da, — die Nadeln sind aber einen halben Fuß und darüber lang. Dann sah ich viele andere Bäume, die ich theils nicht kenne, theils im Vorbeifahren nicht genau sehen konnte. Ausserdem eine Menge Buschwerk, Cactus und mancherlei Schlingpflanzen, die sich auf die Gipfel der höchsten Bäume winden. Am 17. Sept. Abends erreichten wir Hamburg am Savannah-river. Ueber diesen Fluß

fährt man mit einem Omnibus nach Augusta (im Staat Georgia). Diese Stadt sieht ganz anders aus, als alle, die ich bis jetzt gesehen. Die Straßen sind noch breiter und stäubiger, als in Charleston, von Pflaster ist da keine Rede mehr. In der Stadt aber sind mehr Bäume als Häuser, was überaus freundlich ausseht und den Aufenthalt im Sommer angenehm macht. Augusta wird als sehr gesund gerühmt und sollen viele Deutsche dort seyn. Nach dem Abendessen fuhren wir sechsspännig nach dem Georgia-Bahnhof und dann durchaus diese Nacht und den folgenden Tag ganz rasend auf der Eisenbahn bis Chattanooga (sprich Tschattanuga) am Tennessee-river. Stationen gibt es auf diesen Bahnen nicht viele und wird Mittags eine halbe Stunde, sonst wenig angehalten. Die Bahnen sind übrigens hier besser, als man mir in NewYork sagte, und ist sogar bei Nacht an manchen Stellen ein Wächter (ein Schwarzer mit einem brennenden Stück Holz). Uns leuchtete überdies der Mond, es war aber nichts zu sehen, als Wald und manchmal eine Hütte und ein Maisfeld. Die Eisenbahnwagen sind sehr groß und in der That bequem (ähnlich wie die Stuttgarter). Man bekommt von Zeit zu Zeit Wasser zu trinken, kann Obst, Eis &c. kaufen, und auch für andere nothwendige Bedürfnisse ist gehörig Vorsehung getroffen (was die Pariser auf ihren Nachtwägen von Brüssel her vergessen haben). Ueber den Eisenwagen ist in diesen Wagen sogar noch ein Fach angebracht, worauf man ausgebreckt liegen und ganz bequem schlafen kann. In Chattanooga, einer aufblühenden Stadt, blieben wir im Steamboothouse über Nacht und noch den folgenden Tag bis zum Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung.

London, den 1. Mai. Die lange erwartete Eröffnung der Gewerbeausstellung gehört nun bereits der Vergangenheit an. Unsere Blätter füllen mehr als vier ihrer nicht gerade pygmäischen Spalten mit der Beschreibung der Feierlichkeit. Das Wetter, welches sich in der letzten Zeit nicht gerade besonders liebenswürdig, sondern recht aprilmäßig launenhaft bewiesen hatte, war dem heutigen Feste ziemlich huldreich. Daß es sich um ein Fest handelte, war, schon ehe der Morgen graute, bemerkbar. Im Westende blieben die Schenken und Caffeehäuser die ganze Nacht hindurch geöffnet, und schon um 4 Uhr Morgens gab sich in den Straßen ein so reges Leben kund, wie es sonst zur Mittagszeit zu herrschen pflegt. In den späteren Morgenstunden sprach sich der festliche Charakter des Tages natürlich weit entschiedener aus. Fast von allen Kirchthürmen wehten Fahnen und erklangen die heiteren Töne der Glocken. Ein Gedränge von Wagen, wie es sich von St. James' Street nach dem Ausstellungs-Gebäude wälzte, hat man seit der Krönung der Königin nicht gesehen. Nicht weniger als 5000 Fuhrwerke entluden sich im Laufe des Tages am Ausstellungsgebäude ihres Inhalts. Die Zahl der anwesend gewesenen Personen wird auf 500,000 geschätzt. Das gläserne Schloß selbst war mit den Flaggen der in ihm vertretenen Nationen lustig geschmückt und auf dem Serpentine, einem in der Nähe des Ausstellungsgebäudes befindlichen Gewässer, das man nach Belieben als Teich, See oder Fluß bezeichnen mag, segelte eine in fröhlichen Farben prangende Miniatur-Fregatte. Die Königin langte um 12 Uhr an und nun wurden alle jene Ceremonien durchgemacht, deren Programm öffentl. Blätter erwähnt haben. Die Spitze des feierlichen Umzuges durch das Gebäude bildeten die Herolde. Die nächsten in der Reihe waren die beiden Unternehmer des Baues, die Herren Henderson und Fox, und zwischen ihnen der Baumeister J. Paxton. Dann folgte eine Anzahl von Ausstellungsbeamten, die fremden Commissäre, die Secretäre der königl. Commission, die königl. Commissäre selbst, der Ceremonienmeister der Königin und die fremden Gesandten. Diesen schlossen sich der Herzog von Wellington und der Marquis von Anglesey (Generalfeldzeugmeister) an. Dann folgten die Minister der Königin, der Bischof von London, der

Erzbischof von Canterbury &c. &c., der Hofmarschall, Marquis von Westminster und der Oberkämmerer, Marquis von Breadalbane. Neben der Königin, welche den Prinzen von Wales führte, ging Prinz Albert, die königliche Prinzessin (Princess Royal) führend. Es folgten paarweise: der Prinz von Preußen und die Herzogin von Kent, der Prinz Heinrich der Niederlande und die Prinzessin von Preußen, der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und die Prinzessin Marie von Cambridge &c. So wie die Königin sich auf dem Staatsstuhle niedergelassen hatte, wurde die Nationalhymne unter Orgelbegleitung angestimmt. Es folgte ein Gebet, welchem sich das Hallelujah Händel's, ebenfalls mit Begleitung der Orgel, angeschlossen. Auch während der Zug sich durch das Gebäude bewegte, ertönte die Musik der Orgeln. Als die Königin, auf die Plattform zurückgekehrt, die Ausstellung für eröffnet erklärte, erscholl ein TrompetenTusch und die Nationalhymne ward wiederholt. Die Feierlichkeit scheint ohne Ruhestörungen vorübergegangen zu seyn. — Der amtliche Catalog gibt die Zahl der britischen Aussteller zu 6146 an. — In geschäftlicher Beziehung ist der heutige Tag ebenfalls als strenger Festtag beobachtet worden. Die Börse hat davon keine Ausnahme gemacht.

Ein Delblatt für das deutsche Volk.

(Fortsetzung.)

Krieg und Christenthum.

Betrachten wir einen Augenblick den Krieg im Lichte des Christenthums. Große und edle Männer aus fast jeder Zeitperiode haben denselben als einen völligen, unvermeidlichen, unveränderlichen und fortwährenden Widersacher des in der Religion des Evangeliums enthaltenen Geistes und seiner Lehre bezeichnet. Ein berühmter Theologe hat gesagt, der Krieg sei ein Umsturz des ganzen moralischen Gesetzes, eine Verletzung jeglicher Vorschrift der zehn Gebote, eine Bedingung, in Folge welcher Verbrechen zur Tugend und Tugend zum Verbrechen wird. „Für Gutes Böses thun, hat einst Jemand gesagt, ist teuflisch; Böses mit Bösem zu erwidern — viehisch; Gutes mit Gutem, ist menschlich; Böses aber mit Gutem zu vergelten — sei göttlich.“ Das Christenthum ist dazu bestimmt, den Menschen Gott ähnlich zu machen; es ist demnach die höchste Vorschrift und der erhabenste Vorzug desselben, das Gute dem Bösen entgegenzustellen, unsere Feinde zu lieben, ihnen Wärme, Nahrung und Kleidung zu gewähren. Dies ist das erhabenste Merkmal des Christenthums in seinen Beziehungen zur menschlichen Handlungsweise. Jenes ist nicht nur eine Vorschrift, sondern eine Eigenschaft, ein Geist, ein Leben in dem Herzen eines wahren Christen. Der Krieg aber macht dies große und lebendige Merkmal des Christen zum Hochverrath, und knüpft ihn wie einen Verräther an den Galgen, und zwar wegen Ausübung der erhabensten Vorzüge seines Glaubens, indem er solche Wesen, die man für seine und des Vaterlandes Feinde erklärt hat, ernährt, kleidet, erwärmt und erquickt. Auf solche Weise macht der Krieg die höchste Tugend des Christenthums zum schwärzesten Verbrechen, und hängt ihn deshalb wie den erbärmlichsten Wicht, während er den Mörder zum Helden erklärt. Der Krieg sucht die heiligsten Blutsbande und Beziehungen der menschlichen Gesellschaft in unveröhnliche Feindschaft zu verwandeln; es sucht derselbe den Christen wider den Christen in tödtlichen Kampf zu stürzen, und mit den Gefühlen der schrecklichsten und tiefsten Erbitterung nahet sich der Christ sogar dem Tische des heiligen Abendmahls, worin eine innige Vereinigung aller Glieder der christlichen Kirche fern und nah, mit und in Christo dargestellt werden soll. Also wird die heilige Harmonie des evangelischen Glaubens und der Gemeinschaft in eine wuthentbrannte und dauernde Uneinigkeit verwandelt.

E. B.

(Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Sprichwörter.

5. Dem Feuer entging Mancher, der im Rauch ersticke.
6. Wer ertrinkt, ist vor dem Flammentode sicher.
7. Wider den Wind ist schlecht laufen.
8. Geld gilt durch alle Jahreszeiten.

Miscellen.

X Ein schauderhaftes Verbrechen, das in Rentmännersdorf bei Pirna verübt worden ist, ist von noch schrecklicheren Neben Umständen begleitet. Eine Tochter vergiftete ihren eigenen Vater und eist, während er im Todeskampfe liegt, mit ihrem Manne in die Kirche — am Charfreitage — und feiert das heilige Abendmahl. Das Gewissen drückte sie nieder, schon in der Kirche, in der sie der Ohnmacht nahe war; dennoch hält sie den folgenden Tag und sogar die ärztliche Untersuchung des Leichnams aus, dann aber flieht sie und gibt sich im Wasser den Tod. — Im Zuchthause in München stieß eine zum Tode verurtheilte Gefangene eine Mitgefangene hinterrücks in einen Trog voll gesottener Lauge und hielt sie so lange, bis sie verbrannt war — aus reiner Mordlust, wie's scheint. — Leider wird das Capitel der Giftmorde und ähnlicher Verbrechen immer größer. In Rutenbrock hat eine Frau ihren Mann vergiftet, in Buryehude wurde ein Zimmergesell erschlagen gefunden. — Das größte Aufsehen macht ein Prozeß in Belgien, wo ein Graf Vocarmi und seine Frau der Vergiftung ihres Schwagers und Bruders, den sie beerben wollten, angeklagt und überwiesen sind.

X Dr. G. Vohse gibt in seiner schon erwähnten „Geschichte des preussischen Hofes, Adels und der Diplomatie“ unter andern auch einige Beispiele von der Eitelkeit am Hofe Friedrichs I. (gestorben 1713) zum besten. So erzählt er denn auch, daß ein älterer Bruder Friedrich's des Großen 1710 in Folge der Taufe gestorben sei, angeblich erdrückt von der kleinen massiven Krone, die der Oberceremonienmeister für nöthig erachtet hatte, demselben bei der Taufe zu dem schweren Stern des schwarzen Adlersordens auf der Brust auf den Kopf setzen zu lassen. Wahrscheinlich erhielt der kleine Prinz einen Stoß von der Krone, mit der er bepackt war, denn als man ihn nach der Taufe entkleidete, fand sich ein blauer Fleck auf dem Kopf.

X Ein Korrespondent des „Express“ stellt folgende Berechnung über die Zahl der Deutschen in amerikanischen Städten auf: Cincinnati 17,480; Newyork 63,450; Brooklin 14,480; Albany 9,415; Rochester 5,419; Buffalo 7,114; Philadelphia 81,417; Boston 23,417; Baltimore 52,419; St. Louis 19,840; Neworleans 2,510. Die Gesamtzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten schätzt er auf 4,886,632.

Maritäten Käpflein.

© Einige Leute in Gloucester, die in der Frühe des letzten Charfreitag auf den Werften spazieren gingen, mußten Zeugen eines fürchterlichen Schauspiels seyn. Sie sahen nämlich von fern, wie der Capitän und die Mannschaft eines im Hafen liegenden griechischen Fahrzeugs sich lärmend und tobend um einen Menschen drängten, demselben einen Strick um den Hals legen und ihn an einer Segelstange — ausknüpfen. Kaum baumelte der arme Teufel und es war auf dem Deck des Schiffes stille geworden, wiederholte sich derselbe Lärm und dasselbe Schauspiel auf einem andern griechischen Fahrzeug: nur noch grausamer ging es hier zu. Anstatt ihr Opfer aufzuhängen, warfen sie dasselbe in die See, schienen aber gleich darauf ihre Absicht geändert zu haben: denn das arme Schlachtopfer wurde aus dem Wasser wieder herausgezogen, auf die grausamste Weise zerschlagen und mißhandelt und zum traurigen Schluß — an der Segelstange aufgeküpfelt; alles unter großem Lärmen und den gräßlichsten Verwünschungen. Da hatten sich nun zwei arme Seelen todtgebaumelt. Die Zeugen vom Hafen aus machten so-

gleich den Behörden die schuldige Anzeige und einige Polizeibeamte ließen sich an Bord des griechischen Schiffes bringen, um Rechenschaft zu fordern. Da lösten sich Schrecken und Verbrechen in ein lautes Gelächter auf: die griechischen Seeleute hatten nichts weiter gethan, als nach Landesfitt und herkömmlichem Brauch ihrer Kirche einen Strohmann mit einem Geldbeutel in der Hand ausgestopft, um ihn als den Verräther Judas Ischariot nach Gebühr zu behandeln und dann aufzuhängen.

© Kürzlich stand am Gebäude der Staatskanzlei in Wien folgender, die östreichischen Zustände charakterisirender Reim:

1 ist 1, Silber haben wir keins,
1 und 1 ist 2, Papiergeld allerlei,
1 und 2 ist 3, Ueberall nichts als Polizei,
1 und 3 ist 4, jeden Schritt ein Offizier,
1 und 4 ist 5, im Ausland nichts als Schiappf,
1 und 5 ist 6, wann der Reichstag kommt? Schmecks.

© „Deffentlichkeit, volle Deffentlichkeit!“ bestürmten die Bürger in Sachen ihren Gemeinderath. „Meine Herren,“ meinte verlegen der Bürgermeister, der kein guter Redner war, „meine Herren, es dürfte, es könnte, wenn —“ „Nichts da, unbeschränkte Deffentlichkeit wollen wir!“ Am andern Morgen war sie da; am Rathhaus hing ein langes, pedantisch genaues Register aller Steuerrestanten. Die Leute bissen sich die Lippen, zahlten schnell und knieten dem Bürgermeister doppelt auf das Leder.

© Justizpflege eines Dorfrichters. Es war im Herbst vorigen Jahres, erzählte der Verwalter R., als ich auf meinen Amtstreifen nach einem Dorfe in der Nähe des Schneeberges kam. Bei meinem Eintritt in das Haus des Ortsrichters hörte ich das Knallen einer Peitsche und nach jedem Hiebe einen Schrei, der ohne Zweifel von Jemandem kam, der auf eine rohe Weise betheiltigt war. Ich trat in das Zimmer und gewahrte nun, wie der Richter, der sich durch mein Erscheinen in der Ausübung seiner executiven Gewalt nicht im Geringsten beirren ließ, einen stämmigen Burschen, der nach jedem Hiebe mit der Hand nach dem getroffenen Theile fuhr und sich gar jämmerlich gebedrte, mit der Peitsche tüchtig durchbläute, während ein zweiter Bursche ruhig da stand und mit rückwärts übereinandergelegten Händen zusah. Als der Richter endlich mit der Execution zu Ende war, sprach er mit gewichtigem Amtsmiene zu den Beiden: „Und jetzt geht mitsammen in das Wirthshaus und trinket eine Halbe Wein aus Einem Glase, ich werde schon nachfragen, ob Ihr's gethan.“ Die Burschen bedankten sich Beide schönstens und gingen. Nun erst kam der Richter zu mir und erklärte mir den Vorgang wie folgt: „Gestern war Musik, und da haben sich die Zwei zertragen und Händel angefangen. Heute kamen Beide klagend zu mir. Ich untersuchte die Sache und habe den, der nach genauer Erwägung von mir als der Schuldige befunden wurde, gleich in Gegenwart des andern abgestraft; damit aber zwischen ihnen kein Groll zurückbleibe, habe ich ihnen befohlen, eine Halbe Wein aus einem Glase zu trinken.“

Räthsel.

Wir sind's gewiß in allen Dingen,
Jedoch im Tode sind wir's nicht,
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und diese eben sind es nicht.
Und weil wir leben, sind wir's eben
Vom Geiste und von Angesicht,
Doch weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 35:

Glückspilz.

Auflösung der Charade in Nro. 33:

Armbrost.